

„Ich lese Christa Wolf in Schichten“ Carsten Gansel und Désirée Opela im Gespräch

Anlässlich der Festveranstaltung zur erstmaligen Verleihung des Christa und Gerhard Wolf Förderpreises an Emma Charlotte Ulrich in der Arbeits- und Forschungsstelle Privatbibliothek Christa und Gerhard Wolf am Institut für deutsche Literatur der HU Berlin - 27.4.2023

Carsten Gansel:

Wir wissen, dass Christa Wolf Germanistik in Jena und Leipzig studiert hat, danach war sie Mitarbeiterin beim DDR-Schriftstellerinnenverband. Schließlich hat sie auch als Literaturkritikerin gearbeitet und ist zur Literatur gekommen. Frau Opela, Sie haben auch Komparatistik, also Literaturwissenschaft studiert. Das ist eine Ausgangsbasis. Aber letztlich ist die Entscheidung gefallen, das Schreiben zum Beruf zu machen. Wie ist es dazu gekommen?

Desiree Opela:

Ich würde prosaisches Schreiben und Literaturwissenschaft betreiben nicht gleichsetzen. Ich glaube, dass ich in meinem Komparatistikstudium wahnsinnig viel gelernt habe, und sich mir dadurch viele Zugänge eröffnet haben. Aber ich fand den Rahmen – vor allem im heutigen Studiensystem – die Oberflächlichkeit, mit der man einige Stoffe behandelt, oder andere nur angeschnitten, gestreift hat, sowie das sich oft im Kreis-Drehen einiger Experten, schade. Ich habe irgendwann gemerkt, dass ich diesen Rahmen gerne sprengen möchte und der Weg der Produktion derjenige ist, der mir mehr liegt und mehr Freiraum gibt. Auch zumal ich in der Wissenschaft den Eindruck hatte, dass das nicht unbedingt der Raum ist, in dem man zu viel selbst denken sollte. Und das war dann auch der Grund, warum ich schließlich ein bisschen dagegen rebelliert habe. Es war auf jeden Fall eine gute Etappe in meinem Leben, aber ich wollte nicht ausschließlich in der Wissenschaft bleiben und am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig fand ich es eben deswegen schön, weil sich beides miteinander verbunden hat. Also die Arbeit am Text, an der Textproduktion, mit der Auseinandersetzung anhand wissenschaftlicher Arbeiten. Man hat sich den Schaffensprozessen auf unterschiedliche Arten angenähert, das fand ich sehr produktiv.

Gansel:

Sie haben eben ein schönes Stichwort gegeben. Sie sprachen davon, dass Sie rebellieren wollten. Würden Sie Schreiben als eine Möglichkeit des Rebellierens ansehen? Rhetorische Frage – und wenn Sie möglicherweise jetzt wie ich vermute, „Ja“ sagen, vielleicht können Sie sagen, warum und in welcher Hinsicht.

Opela:

Ja, das würde ich schon so sagen, aber es ist eine schwierige Frage, weil man trotzdem (gerade am Anfang) sehr viel damit allein ist. Also mit der Rebellion. Und es gibt natürlich immer wieder innere und äußere Stimmen, die einen in Zweifel stürzen. Und sei es über die Frage: Kann man das so sagen? Ist das richtig, kann man sich das trauen? Insofern würde ich

sagen – erstmal ja, der Akt der Textproduktion ist lebendige Rebellion. Gleichzeitig ist es dennoch nicht unkrisenhaft. Und die andere Frage ist dann, was passiert anschließend mit dem Text? Ist es überhaupt gewollt, dass so ein Akt der Rebellion den Leser erreicht?

Gansel:

Wenn Sie sagen, der Prozess ist mitunter nicht unkrisenhaft – was haben wir uns darunter vorzustellen? Meinen Sie – sicherlich auch – finanzielle Fragen, was dazu gehört, oder geht es Ihnen um die Tatsache, dass ein Text eine längere Entstehungszeit braucht. Ganz abgesehen davon verweisen sie darauf, dass Akte der Rebellion möglicherweise nicht akzeptiert werden, dass Aufstörungen schlichtweg gerade auch die Gegenwart verhindert werden. Denn es gibt einfache Möglichkeiten das zu unterbinden: Der Verlag spielt nicht mit, und es kommt die abschlägige Antwort: „Das passt leider nicht in unser Programm“. Ganz abgesehen von dem, was man Diskurspolizei nennen kann und genannt hat. Aber das sind große Themen.

Opela:

Natürlich. Das eine sind natürlich die Konditionen, die Bedingungen, unter denen man schreibt. Das ist nicht immer leicht, man hat nicht immer die gleiche Kraft, denn ich arbeite ja auch. Dann ist eine meiner Motivationen zu schreiben auch, in eine Kommunikation zu geraten, und das gelingt im Literaturbetrieb natürlich nicht immer unbedingt gleich gut. Auf der anderen Seite ist Schreiben für mich so etwas wie ein Instrument, um Dinge zu verstehen, also mich mit Dingen auseinanderzusetzen, eine Art Weltbewältigungsstrategie. Dabei stößt man oft an die Grenzen des eigenen Verstandes, man muss sich ja andauernd selbst hinterfragen. Es gibt diesen schönen Spruch von Bernd Stegemann, der gesagt hat: die Wirklichkeit ist das, was nicht verschwindet, selbst wenn man ihm die Zustimmung entzieht. Hier kann man sich vielleicht auch vorstellen, dass es ein langer Weg ist, immer wieder abzu prüfen, was man da eigentlich tut, und dass man in der Auseinandersetzung mit einer Materie auf neue Dinge stößt, bei denen man erstmal das Gefühl hat, noch gar nichts begriffen zu haben. Damit ist man erstmal alleine, weswegen es natürlich einige Höhen und Tiefen in der Textarbeit gibt, auch in Bezug auf das Außen, also die Gesellschaft oder den potentiellen Leser. Darum kümmerge ich mich erstmal nicht, wenn ich schreibe. Aber es ist doch so, dass man in dem Bewusstsein, dass man jetzt nicht in den Mainstream hineinpasst, natürlich manchmal Zweifel hat; man fragt sich, wo sind denn die anderen Strömungen und die Leute, mit denen man in Kommunikation geraten könnte?

Gansel:

Sie werden gleich aus Ihrem Roman lesen, und wir haben jetzt schon mal gedanklich einige Aspekte im Gedächtnis gespeichert: Literaturbetrieb, Mainstream, die Frage, wie kommt man an die Leserinnen und Leser. Ich versuche jetzt einen Schwenk zu machen: Von Christa Wolf ist ja eine Aussage überliefert – passend auch zu dem, was Sie schon gesagt haben – *Schreiben ist gegen den Strom schwimmen*. Das ist eine anstrengende Bewegung.

Opela:

Ja, das ist anstrengend.

Gansel:

Von daher die Frage: Wann haben Sie Christa Wolf gelesen oder vielleicht: Wann sind Sie ihr das erste Mal begegnet?

Opela:

Erschreckenderweise tatsächlich erst als ich in Leipzig studiert habe. Das sagt natürlich auch wieder etwas darüber aus, dass einige AutorInnen aus dem Osten im Westen tatsächlich nicht selbstverständlich gelesen werden, man auch gar nicht unbedingt so viel von ihnen mitbekommen hat, was ich persönlich schlimm finde.

Wir haben sie damals auch in Leipzig nicht im Seminar behandelt, aber ich habe einfach alles gelesen, was mir in die Finger gefallen ist oder mir von ProfessorInnen und KommilitonInnen empfohlen wurde. Und bei Christa Wolf war es tatsächlich so, dass sie mich dann begleitet hat in der Hinsicht, dass sie auch ein Halt beim eigenen Schreiben geworden ist. Es ist wie eine Rückversicherung darüber, nicht so falsch liegen zu können, wenn man sieht, dass es Leute, AutorInnen gibt, die ja auch schon ähnliche Motive behandelt, ähnliche Gedanken entäußert haben. Ich will mich hier auf keinen Fall mit Christa Wolf vergleichen, aber es ist einfach heilsam, wenn man sieht, dass es da eine Tradition gibt, in die man dann vielleicht mit dem eigenen Schreiben auch einen Fuß hineingesetzt hat.

Gansel:

Es ist glaube ich jetzt schon deutlich geworden, was Schreiben bedeutet; welche Geschichten erzählt werden und wie sie erzählt werden. Sie haben bereits angedeutet, dass es schwierig war und ist, in den Literaturbetrieb hineinzukommen und auf diese Weise in Kontakt zu Lesern zu kommen. Vielleicht können Sie das ein bisschen genauer schildern. Wie sieht das für eine junge Autorin wie Sie heutzutage ganz konkret aus. Das fängt ja mit dem Verlag an, das betrifft Literaturkritiken und nicht zuletzt das Feedback bei Lesungen.

Opela:

Ich habe großes Glück, überhaupt einen Verlag gefunden zu haben, das weiß ich sehr zu schätzen. Und ich habe mit Herrn Faber auch das Glück, dass das jemand ist, der mich nicht verändern will, in dem was ich tue. Das ist ein wirklich großes Glück, dass es ihn interessiert, worüber ich schreibe und wie ich darüber schreibe. Aber natürlich ist es so, dass – nach dem Akt der Geburt – wenn das Buch schließlich in der Welt ist und man es in die Hand nehmen kann, das alles noch nichts heißt. Ich glaube, dass insbesondere eine gewisse Art der Prosa vor allem von der Vermittlung lebt. Literaturkritiken zum Beispiel sind da eine wesentliche Sache, wobei sich das heutzutage schon schwieriger gestaltet, da sich eine gewisse Tendenz zum sogenannten Haltungsjournalismus abzeichnet.

Gansel:

Sie haben hier eine schöne Bezeichnung gefunden, die ja keineswegs nur die Literaturkritik betrifft, sondern insgesamt den Journalismus. Die Trennung von Bericht und Kommentar – um nur das zu nennen – ist zunehmend verschwunden. Und es hat den Anschein, dass die Leser belehrt werden und das Ziel darin besteht, ihnen eine „richtige Haltung“ zu vermitteln. Mal sehr stark verkürzt gesagt.

Opela:

Dem würde ich zustimmen. Ich glaube auch, dass es selten passiert, dass sich noch differenziert mit dem Gegenstand, dem Werk auseinandergesetzt wird, jenseits des eigenen Geschmacks. Das macht auch die Frage der Selektion interessant, also die Frage, was überhaupt noch besprochen und was nicht besprochen wird. Ich würde so weit gehen, bzw. ich glaube durchaus, dass es kein Zufall ist, welche Bücher letztendlich hinten runterfallen. Zwar gibt es heutzutage kein Verbot mehr, man darf Dinge aussprechen, man wird auch verlegt, aber das schlimmste, was einem natürlich passieren kann, und davon würde ich mal behaupten, das zu kennen – das ist, wenn man einfach durchs Raster fällt und keinerlei Andockungspunkte hat, weder im Betrieb, noch im Feuilleton. Man ist dann tatsächlich auf den direkten Austausch angewiesen.

Gansel:

Das ist auch in der Wissenschaft so. Mögliche Gegendiskurse in Form von Texten, solche, die das Potential einer Aufstörung haben, werden entweder mit vernichtender Kritik bedacht, die zumeist noch moralisierend aufgeladen ist und diejenigen in eine bestimmte Ecke rücken. In welche ist ja klar, und das ist inzwischen keineswegs nur im Kabarett permanent thematisiert worden. Übrigens auch in der Aktion „Alles dicht machen“. Die „nettere“ Variante besteht im Ignorieren. Nun haben Sie aber einen Verlag gefunden, den wir beide kennen: Faber&Faber. Wie ist denn nun das Feedback gewesen auf Ihre Romane, die jetzt in der Welt sind.

Opela:

Das Feedback der Öffentlichkeit?

Gansel:

Ja.

Opela:

Sehr spärlich. Es gibt, glaube ich, tatsächlich eineinhalb, zwei Rezensionen zu diesem Buch („Das Wetter in uns“). Ich hatte viele Lesungen und habe mich dann auch gefreut zu sehen, dass es durchaus eine ZuhörerInnenschaft, ein Interesse gibt. Ich fürchte nicht die Auseinandersetzung, mir ginge es auch nicht um eine Lobhudelei in irgendeiner Zeitung, sondern das Buch ist ja eine kritische Auseinandersetzung mit der Zeit, in der wir leben. Und natürlich fände ich es schön, würde es da zu einem Austausch kommen.

Gansel:

Wir haben gesehen, dass die Studierenden an der Uni Gießen mit Ihrem Text etwas anfangen konnten, das hat man auch bei den Fragen gesehen. Trotzdem noch einmal, das was Sie schon angesprochen haben, wir müssen ja den Zahn noch weiter aufbohren: Sie haben vom Mainstream gesprochen.

Was ist denn für Sie als Autorin das, was man Mainstream nennt?

Opela:

Das ist keine leichte Frage. Ich glaube, Mainstream ist eine Schluckbewegung, die sich alles zu eigen macht und daraus eine Marke produziert. Heutzutage auch alles, was Diversität

betrifft - das Singuläre wird sich vom Mainstream einverleibt und zum Produkt gemacht. Das ist etwas, das den konsumgebenden Organen in die Hände spielt.

Gansel:

Das haben Sie schön vorsichtig formuliert – die konsumgebenden Organe. Wir können diese Fragen auch weiter diskutieren, wenn wir die Runde jetzt öffnen. Ich weiß nicht, ob die hier Anwesenden mitbekommen haben, dass wir Désirée Opela eingeladen haben, weil wir einen eindeutigen Bezug zum Gegenstand der heutigen Preisverleihung sehen – wir haben von Louis Fürnberg gesprochen. Aber eine Frage noch, bevor wir die Christa Wolf-Aspekte vertiefen wollen: Es ist ja so, ich hab mich gefragt: In was für einem Job arbeiten die jungen Frauen da in ihrem Roman? Was machen die da eigentlich?

Opela:

Das Start-Up?

Gansel:

Ja, das Start-Up. Wollen Sie das Rätsel lösen?

Opela:

Ich habe das absichtlich offen gelassen, weil es mir darum ging, genau die Hohlheit hinter den Floskeln und dem System abzubilden. Es ist ja letzten Endes austauschbar, was es genau ist.

Gansel:

Ja genau. Wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf, ich finde, das ist auch das Grandiose daran. Man überlegt die ganze Zeit: Was ist das für ein Start-Up? Man kommt nicht dahinter und das ist, Sie haben es soeben gesagt, gewollt.

Schlagen wir jetzt nochmal die Brücke zu Christa Wolf. Sie sagten bereits, dass Sie Christa Wolf recht spät kennengelernt haben, nämlich in Leipzig, und Sie haben an einer Stelle auch einmal betont, dass sie erst beim Lesen die Tiefe ihrer Texte erkannt haben. Das provoziert natürlich die Frage: Was meinen Sie damit? Mit der Tiefe der Texte von Christa Wolf.

Opela:

Mir geht es so: Ich lese Christa Wolf in Schichten. Allein was sie sprachlich, anhand der Sprache verhandelt; was Sprache alles ist in ihrer Schönheit und Leichtigkeit, aber auch in den Möglichkeiten und Tendenzen zu Manipulation und Gewalt – das ist für mich eine Ebene, die immer da ist, die immer mitschwingt. Dann folgt eine politische, gesellschaftliche Ebene, dann eine Ebene, die das Schreiben an sich verhandelt, und dann gibt es immer noch die persönliche Ebene – was für mich dadurch den ganzen Text so lebendig macht, da es erlebte Geschichte ist. Ich finde den historischen Kontext oder das Rücken von etwas in den historischen Kontext immer wichtig, aber dass Geschichte so erlebbar wird für die LeserIn – das erlebe ich bei Christa Wolf schon in einer Einzigartigkeit, weil ich glaube, dass diese Schichten in gewisser Weise notwendig sind.

Gansel:

Ja, wir haben anderer Stelle schon darüber gesprochen: Es geht immer auch um die sogenannten „blinden Flecken“, denen Christa Wolf mit dem Schreiben versucht näher zu kommen.

Opel:

Ja.

Gansel:

Haben Sie ein Beispiel oder einen Text, der Ihnen – sagen wir mal so – besonders nahe ist?

Opela:

Was mich bis heute, glaube ich am meisten begleitet, ist *Stadt der Engel*.

Gansel:

Warum gerade Stadt der Engel?

Opela:

Neben meinem Eindruck, dass darin viel von dem verhandelt wird, worüber wir gerade gesprochen haben, ist *Stadt der Engel* für mich ein enorm zeitloser Text. Er ist heute genauso aktuell wie damals in der Verhandlung der Systeme, der Verhandlung der Rolle des Schriftstellers, der Funktion des Schreibens und der damit einhergehenden Verantwortung, ebenso wie in der Frage, was passiert, wenn man aus dem Versorgungsverbund fällt, weil man eben nicht dem Mainstream folgt.

Gansel:

An einer Stelle zuvor hatten Sie schon einmal gesagt, dass es Ihnen Trost gibt, wenn Sie Christa Wolf lesen.

Das ist eine Wertung, auf die man zunächst nicht kommen würde. Christa Wolf als Trostspenderin, wenn man so will. In welcher Weise?

Opela:

Wie ich vorher schon mal gemeint hatte, ist das Schreiben, so wie ich es verstehe und so wie ich es betreibe, mit der Verantwortung, in der ich mich beim Schreiben sehe, manchmal durchaus eine einsame Angelegenheit, zumal wenn dann der Austausch ausbleibt. Man fragt sich wie gesagt nicht selten: Kann man dies oder das so sagen. Es gibt diese inneren und äußeren Zensoren, man braucht einen langen Atem und auch Mut, sich zu positionieren. Meine Bücher haben eine klare Haltung. Und was ich meinte mit Christa Wolf als Halt gebendem Moment: es gibt mir Kraft und Mut, wenn ich sehe, vielleicht – wie vorher schon angesprochen – einen Fuß in eine Tradition gesetzt zu haben, auch wenn ich in meiner Gegenwart lebe und diese verhandle, aber dabei natürlich versuche herauszukristallisieren, wo wir so falsch abgebogen sind, dass wir heute da sind, wo wir sind. Dabei begegnen einem einige Stoffe und Motive wieder. Es tröstet mich und bestärkt mich darin – auch wenn es eine einsame Angelegenheit ist und man keinen Einfluss darauf hat, wie die Öffentlichkeit darauf reagiert, oder ob man überhaupt eine Öffentlichkeit hat – an meinem Anspruch an das Schreiben oder mich als schreibenden Menschen betreffend festzuhalten.

Gansel:

Also in der Weise, dass Christa Wolf eine Autorin gewesen ist, die sich nicht angepasst hat, sondern ständig versucht hat, mit ihren Texten auch auf Widersprüche aufmerksam zu machen. Mehrfach ist von Christa Wolf betont worden, dass Konflikte sie zum Schreiben gebracht haben. Freilich muss man diese Konflikte dann auch aushalten, was nicht immer einfach ist.

Opela:

Ja.

Gansel:

Sehen Sie denn – ich frage jetzt erneut rhetorisch, weil Sie das vorher angesprochen haben – und wir beide sind uns vermutlich einig, dass AutorInnen nicht die Aufgabe haben, wie ein Regierungssprecher zu agieren. Das trifft Literaturwissenschaft ganz genauso. Ich bin nicht dazu da, existierende Meinungen zu bestätigen, staatstragende schon gar nicht. Sie haben nun in diesem Zusammenhang betont, dass Ihre Texte eine klare Haltung hätten. Wenn ich mir die beiden Romane anschau – Moral findet sich in den Texten allerdings nicht, wenn Sie das mit Haltung gemeint haben sollten. Die Figuren oder die Erzähler in Ihren Texten moralisieren gerade nicht.

Opela:

Das ist gut, dass das funktioniert. Ich bin nicht daran interessiert, einen Imperativ in meine Bücher hineinzuschreiben – nichts läge mir ferner. Haltung meine ich in dem Sinne, dass ich versuche, in meinen Texten die Schwachstellen unserer heutigen Zeit zu erzählen. Und natürlich haben sie auch politisch eine klare Haltung in der Hinsicht, wie ich Geschichte beleuchte oder wie sie sich als roter Faden durch den Text zieht. Das ist schon eine implizite Kritik an unserem heutigen kapitalistischen System. Dennoch ist es mir wichtig, kein Moralapostel zu sein, oder den Lesern vorzuschreiben, wie sie zu denken und handeln hätten.

Gansel:

Man kann sicher auch sagen – widersprechen Sie mir gerne –, dass Sie eine Autorin sind, die, das merkt man ganz stark an diesem Text, an Geschichte interessiert sind.

Opela:

Ja.

Gansel:

Machen wir an dieser Stelle einen Punkt. Vielen Dank für dieses offene Gespräch.

Opela:

Danke sehr auch Ihnen.